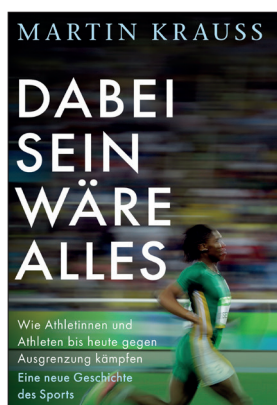


Schneller, höher, weiter – gemeinsam?

Martin Krauß (2024): Dabei sein wäre alles. Wie Athletinnen und Athleten bis heute gegen Ausgrenzung kämpfen. Eine neue Geschichte des Sports

München: C. Bertelsmann, 447 Seiten, ISBN 978-3-570-10547-4 (Print), 28,00 Euro / ISBN 978-3-641-29268-3 (epub), 19,99 Euro



Die Umschlagabbildung des vorliegenden Buchs zeigt die aus Südafrika stammende Mittelstreckenläuferin Caster Semenya, die im 800-Meter-Lauf dreimal Weltmeisterin wurde und in den Jahren 2012 und 2016 auch olympisches Gold gewann. Bereits bei den Leichtathletik-Weltmeisterschaften 2009 erschienen die erstaunliche Leistung und äußerliche körperliche

Merkmale der damals 18-Jährigen verdächtig. Die als Mädchen aufgewachsene und sich selbst als weiblich identifizierende Sportlerin musste sich einem Test zur Überprüfung des Geschlechts unterziehen, wonach sie männliche XY-Chromosomen, weder Eierstöcke noch eine Gebärmutter, aber innenliegende Hoden hat. Einstuft als Person mit angeborenen Abweichungen von der typischen weiblichen Geschlechtsentwicklung musste Semenya Forderungen zur Senkung ihres natürlich erhöhten Testosteronspiegels und den Ausschluss von bestimmten Disziplinen in Kauf nehmen, um unfaire Vorteile zu vermeiden. Seitdem tritt die Athletin für die Rechte intergeschlechtlicher Frauen im Sport ein. Vor dem EGMR konnte sie zuletzt zwar einen persönlichen Teilerfolg, aber keine Aufhebung der umstrittenen Testosteron-Regeln erzielen. Semenya ist Schwarz, eine intergeschlechtliche Frau und seit einigen Jahren mit ihrer Partnerin verheiratet, ihre Diskriminierungserfahrung beruht auf mehreren sich überschneidenden Merkmalen. Dass sie in den 2010er Jahren die beste Läuferin der Welt wurde, war alles andere als selbstverständlich. Ihr Einsatz für gleichberechtigte Teilhabe im internationalen Leistungssport und für rechtliche Emanzipation führt unmittelbar in das Zentrum der neuen Geschichte des Sports.

Der Berliner Journalist Martin Krauß entlarvt mit der grammatischen Variation im Titel den olympischen Gedanken „Dabei sein ist alles“, denn anders, als es das Motto suggeriert, ist Teilhabe am Sport für viele bis in die Gegenwart erschwert oder unmöglich. Er fragt daher, wie „es überhaupt dazu kommen [konnte], dass ein eigentlich für alle offenes System wie Sport so viele Menschen

ausschloss und zum Teil noch heute ausschließt“ (S. 16). Zur Beantwortung skizziert Krauß zunächst die Entwicklung des Sports im 19. Jahrhundert. Während der Industriellen Revolution entstand das, was das Bild vom Sport nachhaltig prägen sollte: Reiche, überwiegend europäische, christliche und heterosexuelle Männer aus dem Adel oder Großbürgertum gründeten – am häufigsten in England – Clubs, stellten Ligen auf und trugen Meisterschaften in Sportarten aus, deren Regeln sie selbst definierten. Normierung und technischer Wandel machten Leistungen in dieser Zeit mess- und vergleichbar, mit den Olympischen Spielen 1896 in Athen wurde Sport zu einem internationalen Ereignis. Im Kontrast zur Frühen Neuzeit mit einer wilden Sportkultur, die sich im postrevolutionären England, Amerika und Frankreich dem Aufstieg des Bürgertums verdankte, „pluralistisch und oft klassen- und ständeübergreifend“ (S. 27) war, wird aber auch deutlich: „Ende des 19. Jahrhunderts hatten offene Spiele des Weltsports [...] keine Zukunft mehr“ (S. 30). An der Sportgeschichte ist einmal mehr erkennbar, dass das Fortschrittsnarrativ der Moderne nicht länger trägt. Anstatt das junge Recht auf Teilhabe am politischen und öffentlichen Leben zu schützen, war der organisierte Sport nach dem Wendepunkt Olympia elitär und exklusiv. Damit hat Krauß das Leitmotiv für seine Darstellung gefunden.

Seine Gegengeschichte des Sports umfasst die Teile „Klasse und Politik“, „Race und Herkunft“, „Damen und Frauen“, „Behindert sein, behindert werden“, „Religion und Hass“, „Queer und Gender“, „Kolonien und Nationen“ sowie als Fazit „Ein besserer Sport“. Durch diese thematische Gliederung findet eine vertiefte Auseinandersetzung mit den im Sport marginalisierten Personen statt. Zugleich vermeidet Krauß eine einseitige Erfolgsgeschichte, die „verdecken [würde], dass der Sport [...] als eine elitäre soziale Veranstaltung [funktioniert], zu der sich bis zum heutigen Tag soziale Gruppen Zutritt erkämpfen müssen“ (S. 17). Biographische Miniaturen ausgewählter Athletinnen und Athleten eröffnen am Beginn jedes Abschnitts den Zugang zu den komplexen Themenfeldern des Klassismus, Rassismus, Sexismus und Ableismus, der Religions- und LSBTIQ*-Feindlichkeit sowie des Postkolonialismus. In nuce enthalten sie die Beschreibung von Diskriminierungs- und Exklusionsmechanismen, deren Zusammenwirken und Folgen danach differenziert betrachtet werden.

Einige ausgewählte Aspekte vermitteln einen Eindruck von dem Detailreichtum der Darstellung:

- Das Konstrukt des Amateurstatuts verdrängte die proletarische Bevölkerung von Wettkämpfen, provozierte aber auch die Gegenbewegung des Arbeitersports, die mit revolutionären Wurzeln und antibürgerlichem Impuls vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts massenwirksam war.

- Die systematische Abwertung von BIPOC lässt sich noch immer an ihrer Unterrepräsentation in bestimmten Sportarten sowie an Beleidigungen und Bedrohungen beobachten. Gegenstrategien setzen auf Sichtbarkeit durch symbolischen Protest oder durch Selbstorganisation in eigenen (migrantischen) Sportvereinen.
- Dass Menschen nicht behindert sind, sondern behindert werden, ist mittlerweile durch den Parasport vielfach bewiesen. Im Positiven, weil sich der Sport für Menschen mit Behinderung seit den Ursprüngen des Gehörlosensports im 19. Jahrhundert, den Angeboten für Kriegsversehrte und Verbandsgründungen in den 1950er Jahren etablierte und die Öffentlichkeit mit den Deaflympics, Paralympics und Special Olympics beeindruckt. Im Negativen, weil Parasportlerinnen und -sportler bei den Olympischen Spielen trotz herausragender Leistungen bisher die Ausnahme waren, weil es keinen gemeinsamen Leistungssport von Menschen mit und ohne Behinderung gibt, weil Parasport zu wenig Fördermittel, Aufmerksamkeit und Anerkennung erhält.
- Moderner Sport ist ohne das Christentum kaum denkbar. Er teilt mit der Religion das Versprechen auf Integration und Förderung eines gerechteren Miteinanders. Das schützt jedoch weder vor der Diskreditierung anderer Bekenntnisse noch vor Antisemitismus und Islamophobie: So sind Sportereignisse nur an höchsten christlichen Feiertagen tabu, sahen Arbeitsverträge Fastenverbote für Spitzensportler vor, sorgten religiöse Kopfbedeckungen noch in jüngster Zeit für Ablehnung. Umgekehrt verhindern die Vertreter verschiedener Religionen nach wie vor die gleichberechtigte Teilhabe aller am Sport.
- In der Kolonialgeschichte lässt sich Sport in der Doppelfunktion von Repression und Emanzipation beschreiben: Einerseits nutzten ihn die Besatzer zur Durchsetzung der eigenen Kultur um den Preis der Verdrängung indigener Traditionen, als Instrument der Disziplinierung wirkte er herrschaftsstabilisierend. Andererseits bot er die Möglichkeit zum Widerstand und trug in kolonialisierten Gesellschaften zur Identitätsbildung und staatlichen Souveränität bei.

Ein Beispiel zur Geschichte des Frauensports mag als Teil für das Ganze die Konstruktion des Buchs offenlegen. Alfonsina Strada (1891–1959) entstammte der Armut des ländlichen Italiens, dennoch wurde sie Radsportlerin und nahm bereits als Jugendliche erfolgreich an Rennen teil. Mit der Unterstützung ihres Mannes wurde Strada bei regionalen Radrennen im In- und Ausland bekannt, ehe ihr konträr zum propagierten faschistischen Frauenbild 1924 gelang, was bis heute keine zweite Frau wiederholen konnte: Sie fuhr den Giro d'Italia, die Italienrundfahrt der Männer. Auch wenn die Verhältnisse keine Fortsetzung dieser Karriere erlaubten, stellte Strada im Alter von 47 Jahren den Frauenweltrekord über 12 Stunden auf, geriet nach ih-

rem Tod aber in Vergessenheit. Die Geschichte Stradas lässt ein Muster erkennen, das sich beim Fechten, Schwimmen, Fußball und vielen anderen Disziplinen wiederfindet: „Sind Frauen zu gut, wird ihnen die Ausübung ihres Sports erschwert oder gleich ganz verboten“ (S. 189). Am leichtesten lässt sich Frauen- oder gemeinsamer Wettkampfsport, wie er von Anfang an betrieben wurde, über Regelwerke einhegen. Hinzu kommt die medizinisch unterstellte Gesundheitsgefährdung und der moralische Vorwurf der Unschicklichkeit. Bis zum politischen Verbot ist es dann nur noch ein kleiner Schritt. „Frauen wurden zu unerwünschten und unwürdigen Mit- oder Gegenspielerinnen erklärt. Dieser Rauswurf wurde [...] dadurch erleichtert, dass sportliche Praktiken immer mehr in einer Weise definiert wurden, die es Männern erlaubte, ihre physische Stärke auszuspielen, ihre Schnelligkeit und Kraft. [...] Es bedurfte einer anderen Logik der Bestenermittlung“, einer anderen „Art der Leistungsmessung“ (S. 194), um die Erfolge von Frauen angemessen anzuerkennen. Dass sich im Frauensport über die Jahre sowohl Leistungs- als auch Zuschauerrekorde einstellten, ging zurück auf ein andauerndes Unabhängigkeitsstreben. Organisiert in eigenen Vereinen, Verbänden und Ligen setzten Frauen oft parallel zur politischen Emanzipation ihr Recht auf Sport durch, sie eroberten ihren Platz im Stadion gegen die bestehenden Verbote etwa des Frauenfußballs zurück und wurden schließlich auch zu Vorbildern, die ihre Popularität zur Offensive für eine diskriminierungsfreie Gesellschaft nutzten. Bei allem Erreichten ist die Überwindung des Gender-Pay-Gaps neben dem Kampf gegen sexualisierte Gewalt weiterhin die Aufgabe nicht nur des Frauensports. Aus globaler Perspektive bleibt der uneingeschränkte Zugang zum Sport die größte Herausforderung: Erst wenn Frauen gefahrlos überall Sportveranstaltungen besuchen und selbst Sport treiben dürfen, ist ein Etappenziel der tatsächlichen Durchsetzung der Gleichberechtigung erreicht.

Überzeugt vom Potenzial des Sports, „das Leben der Menschen zu bereichern oder gar zu verbessern“ (S. 15), hat der ehemalige Leistungsschwimmer und Trainer Martin Krauß ein leidenschaftliches, auch über den Sport hinaus anschlussfähiges Plädoyer gegen Benachteiligung und Ausgrenzung geschrieben. Sein Befund, dass der Sport bis in die Gegenwart hinein zu wenig für die soziale Integration leistet, stützt sich auf die Auswertung und Kontextualisierung einer imposanten Materialfülle, die über die Website des Autors nachgewiesen ist. Glücklicherweise verzichtet Krauß auf die bloße Aneinanderreihung von Namen, Distanzen, Zeiten und Rekorden. Stattdessen legt er eine an der angelsächsischen Forschung geschulte qualitative Beschreibung vor, die sich abgesehen von einigen strukturell bedingten Wiederholungen stilistisch auszeichnet. Nicht zuletzt beeindruckt das Engagement des Autors, der mit seinem Buch dazu beitragen möchte, dass aus der „Möglichkeit“ des Sports, „mehr in gesellschaftlicher, politischer und auch sportlicher Hinsicht“ zu tun, „mehr Wirklichkeit“ (S. 435) wird.